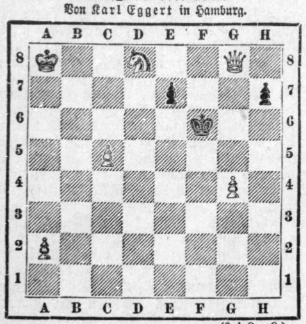
Schach.

Redigirt von E. Schallopp.

Aufgabe Nr. 132.

Von Karl Eggert in Hamburg.



(6 + 3 = 9.)

Weiß zieht an und setzt im 4. Zuge matt.

Aufgabe Nr. 133.

Von Dr. A. Decker in Molschleben.

Weiß (7): Kb1; Da4; Ta3; Lc8, d2; Bf4, f5.
Schwarz (3): Kh5; Lf3; Bh6.

Weiß zieht an und setzt im 3. Zuge matt.

Partie Nr. 96.

Gespielt im Meisterturnier zu Hereford im August 1885.

Königsspringer gegen Königsläufer.

	Skipworth.	Gunsberg.			
1.	e2—e4	e7—e5	28.	Kd2—e3	g7—g6 [9])
2.	Lf1—c4	Sg8—f6	29.	Tg1—b1	Db2—a3
3.	Dd1—e2 [1])	Lf8—c5	30.	Tb1—b6	Sd8—e6
4.	c2—c3 [2])	d7—d6	31.	Th1—b1	Se6—f8
5.	Sg1—f3	Sb8—c6	32.	Tb6—b7 [10])	Ta8—d8!
6.	d2—d3	h7—h6	33.	De5—f6	Da3—c5†
7.	Sb1—d2	Dd8—e7	34.	Ke3—f3	Td8—d3†
8.	h2—h3	Lc8—d7	35.	Kf3—g2	Dc5—c4:
9.	b2—b4 [3])	Lc5—b6	36.	Tb1—b4	Dc4—d5†
10.	Sd2—f1	a7—a5	37.	Kg1—h2	Td3—f3
11.	b4—b5	Sc6—d8	38.	Df6—d4	Dd5—e6 [11])
12.	Sf1—e3	a5—a4!	39.	Tb7—b8!	De6—h5†
13.	Lc1—a3?	Lb6—c5	40.	Kh2—g1	Tf3—d3
14.	La3—c1 [4])	c7—c6	41.	Tb8—f8†!	Kg8—f6:
15.	b5—c6:	b7—c6:	42.	Tb4—b8†	Kf8—e7
16.	Ta1—b1	0—0 [5])	43.	Dd4—e5†? [12])	Dh3—e6
17.	Sf3—h4!	d6—d5	44.	Tb8—b7†	Td3—d7
18.	e4—d5:	Lc5—e3:	45.	De5—c5†	De6—d6
19.	Sh4—g6 [6])	De7—d6	46.	Tb7—d7†	Ke7—d7:
20.	Sg6—f8:	Le3—c1:	47.	Dc5—a7†	Kd7—e6
21.	Sf8—d7:	Sf6—d7:	48.	Da7—a4:	Dd6—d2
22.	d5—c6:	Dd6—c6:	49.	Da4—e8† [13])	Ke6—f6
23.	Tb1—c1:	Dc6—g2:	50.	Dc8—c6†	Kf6—g7
24.	Ke1—d2 [7])	Sd7—b6	51.	a2—a4	Dd2—d1†
25.	Tc1—g1	Sb6—c4†	52.	Kg1—h2	Dd1—g4
26.	d3—c4:	Dg2—b7	53.	Dc6—b5 [14])	Dg4—h4†
27.	De2—e5:	Db7—b2† [8])	54.	Kh2—g1	Dh4—g4†
				Remis durch ewig Schach.	

[1]) Gewöhnlich geschieht hier Sf3—e5:; doch ist auch der Zug im Text gut und sicher.
[2]) Statt dessen kommt f2—f4 in Betracht.
[3]) Dies schwächt die weiße Stellung.
[4]) Schlägt Weiß, so behauptet Schwarz gleichfalls das bessere Spiel.
[5]) Ein Fehlzug, den Weiß geschickt ausnützt. Schwarz mußte zuvor auf e3 abtauschen.
[6]) Sehr gut gespielt!
[7]) Schwarz hat jetzt Qualität und Bauer verloren, stellt sich jedoch durch seine nächsten Züge nicht ungünstig.
[8]) Hier verdiente vielleicht die sofortige Deckung durch f7—g6 oder auch Sd8—e6 den Vorzug.
[9]) Jetzt würde Sd8—e6 wegen 29. Tg1—g7 † (Se6—g7: 10. Th1—g1) zu alsbaldigem Verlust führen.
[10]) Droht 33. Tb7—f7: 2c.
[11]) Mit Damentausch nebst Tf3—f2†—a2: hatte Schwarz das Remis ziemlich sicher. Nach dem gewählten Zuge sollte Weiß gewinnen.
[12]) Hier verfehlt Weiß den richtigen Zug Tb8—b7†, welcher den König nach e6 nöthigt (anderenfalls Matt auf h8). Es folgt dann 44. Dd4—e4† nebst 45. De4—e7† und, falls nun der König (von d6) nach c6 oder d5 geht, 46. Tb7—c7 resp. d7†, falls er (von f6) nach f5 geht, 46. Tb7—b5† und in wenigen Zügen matt.
[13]) Weiß konnte hier die Partie getrost remis geben.
[14]) Hier war noch der Versuch 53. f2—f3 zu erwägen; z. B. Dg4—h4† 54. Kh2—g2 Dh4—g5† 55. Kg2—f1! oder 53. . . . . Dg4—f4† 54. Kh2—g2 Df4—d2† 55. Kg2—h3!; doch wäre in letzterer Variante nach 55. . . . . Dd2—f2 nebst event. h6—h5—h4 wohl auch nichts anderes als Remis herausgekommen.

Für die Redaktion verantwortlich: J. V.: Dr. A. Borst in Halle.

Briefkasten.

Bl. in R. Ihrem Wunsche, bei Angabe der Lösungen auch die Stellung der Aufgaben wiederholt zu sehen, werden wir, Ihre Erwägungen anerkennend, gern Rechnung tragen. Bezüglich des zwischen Aufgabe und Lösung zu legenden Zeitraums haben wir uns schon früher mit den geehrten Lesern auseinandergesetzt (vgl. Nr. 5, 6. 7 d. Bl.) und glauben an dem Termin von 4—5 Wochen vorerst noch festhalten zu sollen. Daß sich dieser Termin in einzelnen Fällen (wie eben jetzt) auf die sechste Woche hinausschiebt, wird sich nicht immer vermeiden lassen.

Halle (F. M.). Sie übersehen den schwarzen Bauern auf c3, der das Feld d2 vertheidigt.

Räthsel.

[Nachdruck verboten.]

Haupträthsel.

(Zweisilbig.)

Von R. R.

Ein Fräulein, bald schlank, bald rund, bald klein,
Bald groß, dann zierlich, behäbig,
Auch ganz gewöhnlich und auch sehr fein,
Kostbar gekleidet und schäbig, —
Sehr spröd' ist die Dame und keinen Schlag
Sie an ihrem Körper vertragen mag.

Merkwürdig ist es, daß diese Maid
Fast immer am Halse erkranket,
Der helfende Doktor ist schnell bereit,
Dem sie ihre Heilung verdanket.
Sie wird meistens glücklich operirt,
Wenn vorher nicht ein Malheur passirt.

Charade.

(Viersilbig.)

Von R. A. in Halle.

Immer bei dem Ambos stehen
Muß die Erste stramm,
Wer sie zwiefach möchte sehen,
Geh' nach Amsterdam;
Eigentlich ist sie an dem —
Weshalb soll ich's denn verschweigen?
Schweißt's zusammen, dann bequem
Wird es sich als an dem zeigen.

Wo die Haideschnucken friedlich
Auf die Weide ziehn
Und die Bienen unermüdlich
Sich um Honig müh'n,
Wo der Torfschneinschinken feist
Lustig reift bei Pumpernickeln,
Sieht man die drei Letzten meist
Ihre Blümlein still entwickeln.

Der vom Ambos in der Schmiede
Nebst dem Haidekind,
Diese Beiden hier im Liede
Nun das Ganze sind;
Sucht es nicht in heim'schen Gaun,
Transatlantisch in der Ferne
Ist's als mächtig Reich zu schaun, —
Yankee doodle — Streifen — Sterne!

Arithmogriph.

Von Hermann Lorenz in Halle.

1 2 11 10 5 8	Jahreszeit,
2 11 11 5 8 9 10 5	Fluß,
3 12 15 2 9	männl. Name,
4 13 17 17 13 2	Prophet,
5 6 6 13	weibl. Name,
3 14 18 5 16 19	Stadt a. d. Trave,
6 13 2 3 13 11 7	Stadt in Italien,
7 13 10 10 5 3 11	Südfrüchte,
5 2 3 13 15	Stadt in Ostpreußen,
8 5 2 7 5 18 15 8 17	Dorf bei Halle,
5 2	Nahrungsmittel,
8 4 5 2 11	Fluß,
9 13 18 2 11 5	Mädchenname,
10 15 8 19 12	afrikanischer Soldat,
5 16 19	streitbarer Theolog.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen ergeben eine berühmte Person.

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:

Der Charade: Mondschein.
Des Palindroms: Abend, Benda.

Der Homogramme:

staket	asche
adria	staar
kraft	capua
eiter	haupt
tatra	erato

Die ersten richtigen Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer sandten ein: Marie Jcb., C. M., E. Br., Oskar K., Paul Hen . . . . ., Marie Krig., Gustav Khnt., Paul Brd., Felix S., sämmtlich in Halle; ferner: Anny u. Fridolin in Roitzsch, R. Schf. in Laucha, C. W. in Bitterfeld, Dr. H in Löbejün, Oswald Zbtr. u. Heinrich U. in Eckartsberga, Rßm. in Liebenwerda cand. phil. G. G. in Stadt Mansfeld.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

№ 38. Halle a. d. S., Sonntag 27. September. 1885.

Inhalt: Deutsche Kolonisationsthätigkeit in früheren Jahrhunderten. II. — Zur hygienischen Pflege der aufwachsenden und reiferen Jugend. Von Dr. Paul Niemeyer. — Aus dem Waldleben. Stillleben im Forsthause. — Land- und Hauswirthschaft: Ernte und Aufbewahrung des Obstes. — Schach. — Räthsel. — Feuilleton: Zum Gedächtniß Johann Jakob Mosers. Literatur und Kunst.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

Deutsche Kolonisationsthätigkeit in früheren Jahrhunderten.

II.

Anders als in den bisher besprochenen Gebieten steht die Sache in Polen, Böhmen, Mähren, Ungarn und Siebenbürgen, denn während dort theils kriegerische Gewalt, theils außerordentlich starke Einwanderung die Länder geradezu zu deutschen gemacht haben, so ist zwar auch hier der deutsche Einfluß ein sehr großer, aber doch kein wirklich alles beherrschender geworden. Freilich ist trotz alles Sträubens der genannten Völker gegen diese Thatsache nicht zu bestreiten, daß die Deutschen die eigentlichen Kulturträger wenigstens in Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen gewesen sind, daß namentlich in den Städten das deutsche Element lange Zeit durchaus das führende gewesen, daß Kunst und Wissenschaft von ihnen vornehmlich gepflegt ist und daß in Zeiten der Verwüstung gerade deutsche Einwanderer den Ackerbau und Handel wieder gehoben haben; aber dennoch war diese deutsche Einwanderung nicht stark genug, um die schon zu einiger Festigkeit gelangten slavischen und magyarischen Staaten vollständig germanisiren zu können; ja wir müssen es heute erleben, wie man in Böhmen und Ungarn mit grimmigem Haß gegen unsere Landsleute verfährt und ihnen noch die letzten Reste alter und wohlerworbener Rechte zu nehmen versucht, weil man hofft, sie durch die Entreißung derselben ihres Zusammenhanges und damit der Bewahrung ihrer Nationalität zu berauben. Wir aber hoffen, daß die alte Kraft, welche so lange Jahrhunderte hindurch in diesen deutschen „Gästen" auf fremdem Boden gelebt hat, auch jetzt noch nicht erlahmt ist, sondern sich mit Energie und Erfolg sowohl gegen die Slavisirung als gegen die Magyarisirung wehren wird.

Wenn so im Laufe von vier Jahrhunderten weite Strecken slavischen und anderen Gebietes im Osten der alten deutschen Grenze zu neuen Wohnsitzen für den deutschen Bürger und besonders den Bauer gewonnen wurden, wenn so, um ein heut so viel gebrauchtes Wort anzuwenden, ausgedehnte deutsche Ackerbaukolonien gegründet wurden, so hat doch auch eine andere kolonisatorische Thätigkeit unserem Volke in früheren Jahrhunderten nicht gefehlt, nämlich die, welche in **Gründung von Faktoreien** und Anknüpfung ausgedehnter **Handelsbeziehungen** mit fremden Ländern bestand.

Hier kommt an Bedeutung nichts der **Hansa** gleich. Ihr Anfang ist zwar nicht mit voller Sicherheit zu bestimmen, wohl aber kennen wir die Motive, welche zu ihrer Gründung führten. Zwei ursprünglich von einander durchaus unabhängige Erscheinungen haben zu derselben zusammengewirkt, nämlich die Bündnisse norddeutscher Städte zu gegenseitigem Schutz ihres Handels und die kommerziellen Verbindungen deutscher Kaufleute mit dem Auslande, welche, wenn sie Erfolg haben sollten, eine feste gesellschaftliche Organisation ihrer Vertreter an fremden Plätzen erforderten. Solchen kaufmännischen Verbindungen im Auslande begegnet man schon im zwölften Jahrhundert sowohl in der Ostsee zu Wisby auf der Insel Gothland als auch in der Nordsee namentlich in London und in flandrischen Städten. An diesen Genossenschaften waren die großen Handelshäuser fast aller norddeutschen Städte betheiligt, und da diese Häuser in den Städten die Herrschaft in Händen hatten, so verstand sich von selbst, daß diese als solche in den Bund eintraten und die Interessen desselben, wenn nöthig mit den Waffen in der Hand, verfochten. Allmälig wuchs der Bund an Ausdehnung immer mehr, so daß er zur Zeit seiner höchsten Blüthe über 70 Land- und Seestädte unter Lübecks Leitung umfaßte, sich eine provinzielle Eintheilung in vier sog Quartiere geben und mit mächtigen Fürsten den Kampf aufnehmen konnte.

Der hauptsächlichste Schauplatz für die von der Hansa entfaltete Thätigkeit ist die Ostsee gewesen. Die dieses Meer begrenzenden Länder, Rußland, Schweden, Norwegen und auch Dänemark, standen damals an Macht und staatlicher Entwicklung noch sehr hinter Deutschland zurück, besonders aber war ihr Handel noch sehr wenig entwickelt. Diesen Umstand

Zum Gedächtniß Johann Jakob Mosers.

Am 30. Sept. 1785 starb in Stuttgart der deutsche Vaterlandsfreund Johann Jakob Moser, der um seines unerschrockenen Mannesmuthes willen von dem Herzog Karl von Würtemberg über 5 Jahre auf der Feste Hohentwiel in strengster Gefangenschaft gehalten wurde. Länger als 4 Jahre durfte er keinen Fuß aus seinem Zimmer setzen; ohne Erbarmen behandelte der Kommandant den von der Gicht geplagten schwächlichen Mann, ließ ihn hungern und im Winter frieren, sodaß es zu verwundern ist, daß Moser überhaupt lebend aus dem engen Gewahrsam herausgekommen. Außer Bibel, Gesang- und Predigtbuch erhielt er keine Bücher. Das konnte er noch eher verschmerzen, aber daß er in den langen Jahren ohne alle Schreibmaterialen sein sollte, konnte er nicht ertragen. Noth macht erfinderisch. Mit der Lichtscheere schrieb er alle Wände seiner Zimmer voll, d. h. er kratzte die Lieder, die er dichtete, und die Abhandlungen, die er „schrieb," in die Wände ein; als er dort keinen Platz mehr fand, benutzte er in seinen Büchern den Raum zwischen den einzelnen Druckzeilen.

Alle Eingaben der Landstände, alle Bitten der Kinder um Befreiung blieben erfolglos. Nach dem siebenjährigen Kriege nahm sich Friedrich der Große „des alten würdigen und hochverdienten Mannes" an, er gab seinem Gesandten in Wien auf, bei dem Kaiserlichen Hof darauf zu dringen, Moser aus seinem Gefängnisse loszulassen; und endlich bequemte sich der Herzog dazu, dem Kommandanten von Hohentwiel Ordre zu geben, „den Arrestanten Moser loszulassen."

Moser hat ein bewegtes Leben geführt. „Ich bin," so sagt er, „dreimal Professor, zweimal Regierungs-Rath und einmal Beisitzer einer Juristen-Fakultät gewesen, habe den Kaiserlichen Hof- und Reichs-Hofrath, wie auch das Kammergericht in der Nähe kennen lernen, bin auf zwei Kaiser-Wahltagen in den geheimsten Sachen, auch sonst in Verschickungen gebraucht worden, habe regierenden Herren, abgetheilten Herren und Landständen gedient, viele Aufsätze in gerichtlichen und außergerichtlichen Staats- und anderen Sachen gemacht 2c. Wenn ich daher sage, daß ich manches erfahren habe, werden es vernünftige Leute ebenso wenig für eine Prahlerei oder etwas Uebertriebenes halten, als wenn einer, der 50 Feldzüge mitgemacht hat, glaubt, er wisse doch auch etwas von dem, wie es im Kriege zugehe."

Von den drei Professuren, die Moser bekleidet, kommt eine auf Frankfurt a. O. Von Friedrich Wilhelm I. war er dorthin gerufen worden „als Universitätsdirektor, Ordinarius der Juristenfakultät und preußischer Geheimrath."

Die frankfurter Universität war in übler Verfassung, die Zahl der Studenten gering, die meisten Professoren alt und die Bequemlichkeit liebend; vom Fortschritt der Wissenschaft war keine Rede. Moser sollte die Universität „in Flor" bringen. Mit wahrem Riesenfleiße entfaltete er seine Thätigkeit als Lehrer,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18850927077/fragment/page=0001

nun benutzten deutschen Kaufleute, um sich zu Exporteuren der reichen Produkte der Ostseeländer sowohl nach Deutschland selbst als nach den Ländern an der Nordsee zu machen und zugleich die Produkte dieser Gebiete an die Ostseeküsten zu befördern. Es war also wesentlich ein Zwischenhandel, wie er von der Hansa betrieben wurde, aber ein Zwischenhandel, der einen rechten Erfolg nur haben konnte, wenn er in der Hand der Hanseaten monopolisirt wurde; und so ist denn die Erlangung und später die Behauptung dieses Monopols das eifrigste Bestreben des Bundes gewesen, aber auch die Veranlassung zu seinem Untergange geworden. Denn sobald die Staaten an der Nord- und Ostsee zu kräftigerem politischen Leben erwachten und in ihnen sich das Verlangen zeigte, von der kommerziellen Bevormundung durch die Hansa frei zu werden, mußte der Kampf entbrennen, der dann nach langem Schwanken zu Ungunsten der deutschen Genossenschaft entschieden wurde, sodaß dieselbe allmälig immer mehr an Macht und Ansehen verlor, bis sie zuletzt zur Zeit des dreißigjährigen Krieges in sich selbst zerfiel.

Solange sie aber noch in Blüthe stand, war ihre Bedeutung für den Handel im allgemeinen und für die Geltendmachung deutschen Einflusses im Auslande im besondern eine ganz außerordentliche. Aehnlich nämlich wie in Deutschland selbst zerfiel auch die Hansa im Auslande in vier große Provinzen, deren Mittelpunkte die sogenannten Kontore in London, Brügge, Bergen und Nowgorod am Ilmensee in Rußland waren. An diesen Punkten lebten die deutschen Kaufleute, bisweilen 2—3000 Mann stark, in dem Bunde gehörigen Häusern, den sogenannten Höfen, in fast klösterlicher Zucht. Keiner der hier Wohnenden durfte verheirathet sein, jeder mußte sich den Befehlen der selbstgewählten Vorsteher, welche auch den Verkehr mit der Centralleitung in Händen hatten, durchaus fügen, und endlich war auch das Benehmen der Mitglieder gegenüber den Außenstehenden auf das sorgfältigste durch bestimmte Vorschriften geregelt, denn es mußte dem Bunde alles daran gelegen sein, feindliche Zusammenstöße mit den Einheimischen und daraus folgende Erbitterung zu vermeiden. Streitsachen zwischen den Mitgliedern der Kontore selbst wurden durch ihre eigene Gerichtsbarkeit entschieden, in deren Verfahren sich die fremde Obrigkeit nicht mischen durfte. Diese ganze Organisation machte die deutsche Hansa überall dort, wo sie festen Fuß gefaßt hatte, wirklich zu einer politischen Macht, zu einem Staat im Staate, deren Bestehen natürlich unmöglich wurde, als die nationale Entwicklung in den nördlichen Ländern Europas einen höheren Flug zu nehmen begann; dieser Entwicklung ist sie dann auch zum Opfer gefallen, allerdings erst nachdem sie mit echt norddeutscher Zähigkeit lange um ihre Existenz gekämpft hat, und durch innere Uneinigkeit in ihrer Kraft erschüttert war.

Weniger bekannt, aber von ähnlicher Wichtigkeit wie die Thätigkeit der Hansa für die Vertretung deutschen Handels in den nördlichen Meeren ist die Verbindung der **süddeutschen Städte** mit den **Mittelmeerländern** und deren großen Handelsplätzen, namentlich mit **Venedig**, gewesen. Besonders seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts, wo die Venetianer im Orient festen Fuß gefaßt hatten, sind diese Handelsverbindungen von Bedeutung geworden. Denn Venedig war der Stapelplatz für die vielbegehrten Produkte des Orients, wie Pfeffer, Zucker, Baumwolle, Seide und viele andere und blühte durch eine hochentwickelte Industrie in Dingen, die man damals an anderen Orten kaum herzustellen wußte und deren Genuß man doch bei dem steigenden Luxus nicht entbehren wollte, so besonders feiner Glaswaaren und kostbarer Kleiderstoffe. Andererseits aber fehlte es den Venetianern an Metallen, Leder, Leinen- und Wollzeugen und manchen andern Artikeln, welche Deutschland theils selbst in Massen produzirte oder doch schnell aus den benachbarten Gebieten herbeischaffen konnte. So entwickelte sich denn auch hier ein Handel von großartigen Dimensionen, der in ähnlichen Formen verlief wie bei der Hansa. Denn auch in Venedig bildeten die deutschen Kaufleute ein geschlossenes Ganze für sich; sie wohnten in einer einzigen großen Herberge, welche jedoch von der venetianischen Regierung eingerichtet, erhalten und aufs strengste überwacht wurde, wie ja überhaupt bekanntlich das Aufpassersystem bei den Venetianern bis zu einer außerordentlichen Vollendung gediehen war. So war denn zwar die Stellung der Deutschen in der Lagunenstadt an Macht mit der des Hansabundes in den Nord- und Ostseeländern nicht zu vergleichen; aber wenn man bedenkt, wie groß die Schwierigkeiten waren, welche sich damals noch dem Waarentransport über die Alpen entgegensetzten, so wird man die Energie dieser deutschen Kaufleute anerkennen, und wenn man sich erinnert, wie noch in der Reformationszeit gerade in Venedig deutsche Künstler und Gelehrte in Ehren und Ansehen standen, so wird man daraus einen Schluß ziehen dürfen auf den Werth und die Bedeutung, welche die Verbindung mit Deutschland in den Augen der stolzen Lagunenbewohner hatte. Soviel aber steht fest, daß die oberdeutschen Städte, besonders Nürnberg und Augsburg, ihre hohe Blüthe in Bezug auf Wohlhabenheit und Bildung gerade diesem Handel mit Venedig und den geistigen Einflüssen, welche ihnen durch denselben zugeführt wurden, verdankten. Aber auch diese hohe kommerzielle Entwicklung fand ein jähes Ende, als mit der Entdeckung Amerikas der Welthandel sich aus dem Mittelmeere zurückzog und auf den Ozeanen neue Bahnen suchte und fand. Da kam die Zeit, wo andere Völker die Vermittlung des Großhandels in die Hand nahmen und durch Anlage von überseeischen Kolonien sich großartige Hülfsquellen schufen, zunächst Spanien und Portugal, später auch die Niederlande und England. Und wenn auch einzelne der großen süddeutschen Handelsfürsten, wie die Welser, an mehreren Punkten Südamerikas Kolonien anzulegen suchten, so genügte doch, da sie ohne den Schutz des Deutschen Reiches blieben, ihr großer Reichthum nicht, um die erworbenen Länder gegen die habgierigen spanischen Feinde zu behaupten; nach kurzer Zeit gingen sie entweder durch Waffengewalt oder durch Kauf an die Krone Spaniens über.

Ein ähnliches Schicksal haben auch die Kolonien gehabt, welche der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg durch seine junge Seemacht an der Küste von Guinea und Angola in Westafrika erwerben ließ. Denn wie groß auch

---

Schriftsteller und Vorgesetzter der Fakultät, sobald es aber den Herren Kollegen unter den Nägeln brannte, stand alles wider ihn auf. Er arbeitete ein neues „Reglement“ aus, aber niemand kümmerte sich darum; er berichtete, aber er fand keine Unterstützung. Es ging ein vom König eigenhändig unterzeichneter Befehl ein, alle vier Wochen sollte ein Professor, einer nach dem andern öffentlich disputiren. Keiner wollte sich dazu bequemen. Ein Kurator der Universität kam und nahm die Herren zu Protokoll. Einer derselben erklärte unumwunden: „Nein! Ich gehorche nicht, den Befehl hat ein Narr angegeben!“ Und es geschah dem Betreffenden nichts.

Der Geist der Universität spiegelt sich auch in folgendem Vorfall ab: Ernst kam ein ehemaliger Professor, Striemesius, ein lustiger Mann, nach Frankfurt, kündigte ein Zeitungs- und Tabakskollegium an und zog die Studenten mit seinen Schnacken so an, daß fast alle anderen Kollegen stillstehen mußten, und die Universität war genöthigt, den König zu bitten, es möge dem Manne aufgegeben werden, Frankfurt zu verlassen, was auch geschah.

Moser hoffte, eine Anwesenheit des Königs in Frankfurt werde ihm Gelegenheit geben, etwas für die Universität zu erreichen, aber er hatte sich wieder getäuscht und mußte sehr zuwieden sein, daß er selbst noch glimpflich wegkam. Der König wollte in Frankfurt einen Spaß nach seiner Weise haben. Prof. Morgenstern sollte in einer Harlekin-Kleidung einen Vortrag halten über das Thema „Vernünftige Gedanken von der Narrheit,“ die übrigen Professoren sollten opponiren. Morgenstern's Habit war zusammengesetzt aus lauter Kleidungsstücken, die der König nicht leiden konnte, und die er verächtlich machen wollte: Ein gesticktes, großes, blauammtnes Kleid mit großen, rothen Aufschlägen und einer langen, rothen Weste sammt einer großen Perrücke, die über den ganzen Rücken hing. Die Stickerei an den Knopflöchern, Taschen, Hosen und Zwickeln in den Strümpfen bestand aus lauter silbernen Hasen. Statt des Degens hatte er einen Fuchsschwanz an der Seite und an dem Hute statt Federn Hasenhaare. Morgenstern hatte wohl auch das Gefühl, daß solcher Akt der Universität nur schaden könne, aber er sagte, er dürfe kein Wort mehr dagegen sprechen, der König habe gedroht, ihn kreuzweis schließen und unter die Pritsche legen zu lassen.

Moser ging zu dem Befehlshaber von Frankfurt, der ein besonderer Liebling des Königs war, und erklärte demselben, er werde in keinem Falle opponiren, möge daraus entstehen, was da wolle, es gehe wider seine Ehre und Gewissen, „er habe die Reputation, so er etwa habe, nicht in Frankfurt geholt, er wolle sie auch nicht allda verlieren.“

Als er an dem Morgen, da Morgenstern seinen Vortrag halten sollte, zur Universität kam, fand er in dem Vorsaal des Auditoriums den Prinzen Ferdinand und andere hochgestellte Personen, er vermochte nicht, seinen Unmuth zurückzuhalten und brach in die Worte aus: „Das ist ein unglückseliger Tag für die Universität.

und Standort, den sie haben, sondern auch nach den einzelnen Jahrgängen verschieden. Es giebt Jahrgänge, in denen durch anhaltende Dürre und Hitze die Reife des Obstes beschleunigt und andere Jahrgänge, wo dieselbe durch kaltes und nasses Wetter zurückgehalten wird. So kann bezüglich einer und derselben Sorte in den Jahrgängen eine Differenz von mehreren Wochen in Hinsicht auf die rechte Pflückzeit eintreten. Aufmerksame Obstzüchter werden sich durch Uebung ein scharfes Auge für den rechten Zeitpunkt der Ernte erwerben. Es wird in der Regel dieselbe gekommen sein, wenn sich die Frucht leicht mit ihrem Stiele von dem Fruchtkuchen, der sie mit dem Zweige verbindet, loslösen läßt.

Das Sommer- und Herbstobst sollte man nicht früher als etwa 8 Tage vor vollständiger Reife abernten. Anders steht es mit dem Winterobste. Die Winterfrüchte erlangen erst allmälig im Laufe des Winters an dem Orte ihrer Aufbewahrung ihre vollständige Reife.

Dieses Obst, und unter demselben namentlich die Aepfel, muß man möglichst lange am Baume lassen. Gerade dadurch erlangt es eine Größe, Güte und einen Wohlgeschmack, die dem früher gepflückten Winterobste mangelt. Und dieser Vortheil überwiegt weit den Nachtheil, den das Herabschlagen durch Stürme bereitet. Solches herabgeschlagene Obst ist ja auch nicht werthlos, sondern läßt sich sehr gut zu Saft, Obstwein und zu Backobst verwenden. Zu früh gepflücktes Winterobst wird auch leicht schrumpelig und unansehnlich.

Der Termin für das Abnehmen der späten Apfel- und Birnsorten ist die zweite Hälfte des Oktober, während man diejenigen Apfelsorten, die nur die erste Hälfte des Winters dauern, z. B. Langäpfel, Gravensteiner, Grand Richard, desgleichen die meisten edlen Birnen, die sich bis November und Dezember halten, am besten um Michaelis pflückt. Beim Pflücken selber wird viel gesündigt. Manche Gartenbesitzer verkaufen ihr Obst auf dem Baume. Der Käufer muß zusehen, wie er es herabbekommt. Dieser geht natürlich nicht säuberlich mit dem Baume um. Ihm kommt es nur auf möglichst schleunigstes Abpflücken des Obstes an. Viele schöne Fruchtzweige und Knospen, die nächstes Jahr hätten tragen können, werden dabei abgerissen und nicht selten die nächste Jahresernte beträchtlich geschädigt. Auch durch unverständige Jungen, die das Obst nicht abpflücken, sondern abreißen, muß man es nicht abnehmen lassen, sondern durch zuverlässige Leute, die vorsichtig mit dem Obste und dem Baume umgehen.

Ist das gepflückte Obst zur Aufbewahrung bestimmt, so muß man es mit großer Behutsamkeit behandeln. Es darf keine Stöße und Stellen, wo es bald faul werden würde, erhalten. Man hat manche künstliche Obstpflücker erdacht, um mit ihrer Hilfe das Obst abzunehmen. Der beste Apfelpflücker aber ist und bleibt immer die eigene Hand. Mit dem Apfelpflücker thut man häufig, wo nicht der gepflückten Frucht, so doch dem Baume durch Stoßen mehr oder minder großen Schaden. Also muß als Grundsatz feststehen: möglichst sich der Leiter zu bedienen, um so weit es geht, mit eigener Hand pflücken zu können und des Apfelpflückers sich nur für den Nothfall zu bedienen. Wie oft macht man die Erfahrung, daß der Schaden, den man mittels eines Apfelpflückers beim Abnehmen eines einzigen Apfels anrichtet, weit größer als der erlangte Vortheil ist. Obstbücher empfehlen, den Boden der Körbe, in welche man die gepflückten Früchte hineinlegt, mit trockenem Moos oder Heu zu bedecken, und wenn die untere Schicht Früchte voll ist, eine neue Lage Moos oder Heu darüber zu legen. Ich glaube nicht, daß dies nöthig ist. Ich selber habe wohl sonst mein Obst mit aller Behutsamkeit gepflückt und in den Korb gelegt und aus dem kleinen in einen größeren, aber weicher Unterlagen habe ich mich nie bedient.

Viel kommt ferner noch auf die Art der **Aufbewahrung** an. Ich habe hier namentlich das sog. Dauerobst im Auge, also dasjenige, das man für eine möglichst lange Zeit, sei es für die Tafel, sei es für die Wirthschaft, konserviren will. Luft, Wärme und Feuchtigkeit haben die Früchte zur Reife gebracht. Dieselben Faktoren beschleunigen bei dem gepflückten Obste die Umwandlung des in den Früchten enthaltenen Stärkemehls in Zucker. Will man nun also sein gepflücktes Obst lange konserviren, so liegt es auf der Hand, daß dasselbe an solchen Orten aufbewahrt werden muß, wo möglichst Luft, Feuchtigkeit und Wärme von demselben ferne gehalten werden. Viele Leute bewahren ihr Obst in hellen Kammern auf. Nichts ist verkehrter als das. Das hell in die Fenster hineinfallende Tageslicht befördert die schnelle Verdunstung der in den Früchten enthaltenen Feuchtigkeit, sie werden frühzeitig welk und zunderig. In solchen Kammern ist auch eine allzu wechselnde Temperatur, übergroße Wärme wechselt mit Kühle und großer Abkühlung. Da geht die Zersetzung des Stärkemehls zu schnell vor sich; solche Früchte werden sich nicht lange halten. Am besten dienen zur Aufbewahrung trockene Gewölbe und Keller. Hier pflegt die Temperatur keine allzu wechselnde zu sein. Sie sollte nicht unter + 5° R. hinunter und nicht über + 10° R. hinausgehen. Ist die Temperatur eine geringere, so erfolgt die nothwendige Zersetzung zu unvollständig und die Früchte erlangen ihre normale Güte nicht. Geht sie über + 10° R. hinaus, so vollzieht sich, wie schon gesagt, die Zuckerbildung zu rasch und solche Früchte dauern nicht allzu lange. In solche Keller darf das Tageslicht, das eine schnelle Verdunstung der in den Früchten befindlichen Feuchtigkeit fördert, nicht hell hineinfallen. Es muß mindestens ein Halbdunkel herrschen. Auch dürfen Keller und Gewölbe nicht allzu feucht sein, da große Feuchtigkeit der Dauer der Früchte nachtheilig ist. Jeder, der etwas auf gutes Tafelobst giebt, muß nothwendig einen für sein Obst ganz abgesonderten Raum haben. Völlig verkehrt wäre es, mit seinem Obste in ein und demselben Raume Kartoffeln, Gemüse, Eingemachtes, z. B. saure Gurken, aufzubewahren. Die hiervon ausgehende Ausdünstung wirkt nachtheilig auf den Geschmack des Obstes ein. Gut ist es, wenn man so reichlichen Raum hat, daß man die Früchte lediglich neben einander, ohne daß sie sich berühren, legen kann. Dann wird die sonst häufige Ansteckung des gesunden Obstes durch faulendes vermieden. In größeren Wirthschaften und wo überhaupt eine größere Obstmenge vorhanden ist, wird meistens der Raum es nicht gestatten, das Obst lediglich neben einander zu legen, man wird meist durch die Verhältnisse genöthigt werden, die Früchte auch übereinander, sodaß die einen die andern zu tragen haben, zu legen. Nach Obstbüchern soll man solches vermeiden, weil durch den gegenseitigen Druck, den das Obst auf einander ausübt, Wärme erzeugt, überhaupt eine schnellere Reife verursacht werde. Ich meinerseits bin auch durch Verhältnisse gezwungen, das Obst zumeist übereinander zu legen, doch habe ich bei sonstiger sorgfältiger Behandlung Grand Richard bis Ostern und verschiedene Reinetten bis nach Pfingsten aufbewahrt. Mehr kann man doch nicht verlangen. Gut habe ich es gefunden, über die vorsichtig auf Stellagen ausgebreiteten Früchte Papier zu decken. Dadurch wird nicht blos das etwa noch in den Keller hineinfallende Licht abgehalten, sondern auch die Feuchtigkeit, die sich in Obstkellern durch Ausströmen aus den Früchten entwickelt.

Die ersten acht bis vierzehn Tage, nachdem man sein Winterobst in den Keller gebracht hat, läßt man die Fenster und Luken noch offen stehen, damit durch die Luftein strömung die namentlich anfangs stark aus den Früchten entweichende Feuchtigkeit verzehrt werde. Dann aber schließt man diese Oeffnungen und überläßt das Obst seinem eigenen Dunste. Nur so bleibt die Temperatur, die bei stets aufstehenden Fenstern und Luken eine wechselnde sein würde, eine ziemlich gleichmäßige. Manche Leute wenden, um die in Obstkellern sich ansammelnde Feuchtigkeit zu vertreiben, Chlorcalcium an, das die Eigenschaft besitzt, die Feuchtigkeit an sich zu ziehen. Dabei löst es sich allmälig in Flüssigkeit auf. Dieses Chlorcalcium wird auf eine schräge Fläche gelegt, die so eingerichtet ist, daß die abfließende Flüssigkeit in ein untergestelltes Gefäß rinnt. Die so in dem Gefäße aufgefangene Flüssigkeit kann mittels Verdunstung, die durch darunter gebrachtes Feuer bewirkt wird, wieder in Chlorcalcium verwandelt und aufs neue zu gleichem Zwecke verwandt werden. Uebrigens schützt man schon erheblich durch über das Obst gelegtes Papier jenes vor der Feuchtigkeit, indem sich diese darauf ablagert. Unter jedem Obste, wenn es auch noch so sorgfältig gepflückt und ausgelesen wird, findet sich namentlich später faulendes. Durch faulende Früchte verbreiten sich aber Pilzsporen in dem Obstkeller, die auf das übrige Obst nachtheilig wirken. Daher muß man seinen Obstkeller einer öfteren Revision unterwerfen und faulendes Obst entfernen. Es liegt auf der Hand, wie vortheilhaft es in dieser Beziehung ist, wenn man sein Obst nicht hoch übereinander, sondern nur in einer Schicht gelagert hat. Wie oft entgeht bei mehrfachen Lagen dem Auge diese und jene faule Frucht, die dann besonders den benachbarten zum Verderben gereicht.

Gamb. Korr.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18850927077/fragment/page=0002

bat Friedrich zu spielen, während sie selbst den Tisch abräumte und der Mutter ein Spiel Karten hinreichte, weil diese gern Patience legte, um zu erfahren, ob sich dies oder jenes in der Ferne ereigne? Auch heute befrug sie die Karten, ob sich ihr Gatte nebst Töchtern in Olleben gut amüsire? ob Doktor Dittmann, den sie sehr hoch hielt, dort sei? und ob ihm Bertha freundlicher als sonst begegne.

Nicht als ob sie abergläubisch gewesen wäre, — nein! es unterhielt die Genesende, die noch immer nicht im stande war, sich frei zu bewegen.

Die Karten gaben heute die günstigsten Antworten auf ihre Fragen und geistig nahm sie an der Freude regen Antheil, während ihr Schwächezustand den Körper gefesselt hielt.

Friedrich gewährte die Uebung seines musikalischen Talentes ein großes Vergnügen. Seit langer Zeit fehlte ihm dieser Genuß, denn er besaß ein eignes Instrument nicht, und als nun gar Hedwig vorschlug, ein vierhändiges Musikstück mit ihm zu spielen, da fühlte er sich hochbeglückt im Kreise dieser liebenswürdigen Damen.

Im Laufe des Gesprächs kam die Rede auf den Brandstifter, der noch immer nicht ermittelt sei. Wohl lenkte manches geflüsterte Wort den Verdacht auf Stiebitz hin, allein erwiesen war ja doch nichts. Friedrich erzählte auch seine gestrige Begegnung mit demselben und mit einem gewissen Bedauern dessen Flucht. Denn wenn Stiebitz möglicherweise am Feuer schuldlos sein konnte, so war er doch sicherlich ein gefährlicher Wilddieb, dessen Festnahme mit Lebensgefahr für die Forstbeamten verbunden war.

Wer von diesen drei Menschen konnte ahnen, daß grade heute sich die Festnahme des Verbrechers durch dessen eigene Schuld vollzöge? wer konnte glauben, daß der alte, beinahe invalide Schulze dem Forstdienste noch einen so wesentlichen Dienst erweisen würde? und wer hätte dem etwas beschränkten Johann eine Mitwirkung bei der Sache zugetraut?

Auf alle diese Fragen konnte Frau Rudorf keine Patience legen, weil überhaupt niemand eine Ahnung von der Thatsache hatte.

Dagegen berichtete Hedwig, daß das Dach über dem Hausboden vom Feuer mehr beschädigt worden sei, als man anfangs angenommen. Sie hatte es heute recht wahrnehmen können als sie Aepfel herunter holte; es hatte bedeutend durchgeschneit. Nach ihrer Meinung stellte es sich heraus, daß eine gründliche Reparatur nöthig sei, wenn das alte Haus den Winter über noch bewohnbar bleiben sollte. Morgen müsse Papa mit hinaufkommen, um sich selbst zu überzeugen und dann sofort den Schaden dem Bauinspektor anzeigen. Die Aepfel müsse sie in den Keller schaffen, denn wenn größere Kälte eintreten sollte, würden sie erfrieren.

„Das wäre jammerschade!" sagte die Mutter. „Es ist so wie so die letzte Ernte von den schönen, durch das Feuer verdorbenen Bäumen im Garten. Diese herrlichen Reinetten werden wir sehr vermissen." Sie schnitt ein Stückchen von dem Apfel, den ihr Hedwig abgeschält hatte, und aß es. „Die armen Bäume, sie werden schwerlich wieder ausschlagen!" seufzte sie dabei!

So plaudernd saß die kleine Gesellschaft um den Tisch und las und blätterte in den neuesten Journalen, als plötzlich der Hund leise zu knurren begann. Dann wurde er lauter und lauter, bis er auffuhr und bellend zum Fenster sprang, an dem sich ein leises Klopfen vernehmen ließ.

„Wer ist da?" frug Friedrich.

„Ich!" antwortete eine Stimme.

„Ich! ich!"

„Zum Donner —" bald hätte er gesagt: zum Donnerwetter! besann sich aber zum Glück noch rechtzeitig und fragte nochmals: „Wer?"

„Erschrecken Sie nur nicht!" antwortete Müller Erhardts Baßstimme: „ich bin es! ich!"

Friedrich, dem die Stimme unbekannt war, fragte nochmals und zwar mit etwas ungeduldiger Betonung nach dem Namen.

„Nun, mein Gott!" kam es zurück, „kennen Sie mich denn nicht."

„Es ist Nachbar Erhardt," sagte die Frau Oberförster. „Oeffnen Sie nur! ich möchte wissen, was er so spät noch will?"

„Eine Neuigkeit! eine ganz wichtige Neuigkeit!" platzte der Müller eintretend heraus und gönnte sich nicht die Zeit einen „Guten Abend!" zu wünschen. „Denken Sie sich! der Stiebitz ist gearretirt!"

„Was?" riefen alle wie aus einem Munde. „Wie? Stiebitz arretirt? Wo? unmöglich?"

„Ja, ja! gearretirt! Mein Mühlbursche hat den Spaß mit angesehen — alles mit angehört! Drum, drum! — Stiebitz hat selbst erzählt, daß er das Feuer angesteckt!"

„Selbst erzählt?" frug Friedrich, und Zweifel klangen durch seine Worte.

„Ja, ja! selbst erzählt! — Drum, drum — selbst erzählt! natürlich selbst erzählt! und da hat ihn der Gendarm gleich fest gemacht. Ein alter Holzhauer und Ihr Johann hatten ihm tüchtig einschenken lassen! Drum drum! — na ich sage es ja! Drum schwatze er zu viel."

„Unser Johann schwatzte so viel?" frug Hedwig staunend dazwischen.

„Nein, nicht Ihr Johann, sondern der Stiebitz schwatzte zu viel — drum drum! hatte das Forsthaus auch mit abbrennen sollen, weil — na weil er sein, das heißt Fischler's Gewehr wieder haben wollte."

„Wenn das mein Mann wüßte!" rief Frau Rudorf.

„Weiß es schon! — drum drum! Die Geschichte ist nämlich in der Ollebener Schenke gepassirt. Johann ist gleich nachher ins Pfarrhaus gelaufen und hat es dort erzählt. Unterdeß aber hat der Gendarm dem Stiebitz die Taschen durchsucht und ein paar Zeilen gefunden, ohne Unterschrift, aber von bekannter Hand stand geschrieben:

„Ich verlange meine Büchsflinte! Wenn ich sie binnen acht Tagen nicht habe, sollst Du sehen was passirt. Wirst Dich wundern! Schaffe Rath — gleichviel wie!" —

„Eine Drohung!" rief die Frau Oberförster aus. „Sicher von dem! Wahrscheinlich sollte es nochmals brennen! Ein wahres Glück, daß der Stiebitz nun fest sitzt!" Es war, als ob ihr eine große Last vom Herzen fiele.

„Ja, ja! so ist drum drum! so denke ich auch. 's ist doch manchmal gut, zur Kirmeß zu gehen. Man erfährt da so manches, und allemal brennt es derweile zuhause doch nicht — wie heute vor acht Tagen — und das war eigentlich auch nur ein Schreck, weiter nichts — weiter gar nichts! Das Holz war versichert, ich bekomme es ersetzt! Den Rath gab mir der Herr Nachbar, und der Rath war gut. Drum drum! Also gute Nacht, Frau Oberförsterin, gute Nacht, Fräulein Hedwig, gute Nacht, Herr Friedrich! Ich muß fort, denn meine Frau weiß nicht wo ich bin — also — drum drum! — ich wollte Ihnen nur die Neuigkeit zuerst gesagt haben. Gute Nacht! gute Nacht!"

Land- und Hauswirthschaft.

Ernte und Aufbewahrung des Obstes.

Wir sind mitten in der Obsternte. Bei allem Obst kommt es sehr darauf an, daß man den rechten Zeitpunkt zur Abnahme wählt. Während man bekanntlich Kirschen und Pflaumen gemeinigtich bis zum Zeitpunkte des Genusses auf dem Baume und also auf diesem zur vollkommenen Reife gelangen läßt, muß das als Tafelobst dienende Kernobst vor seiner vollständigen Reife gepflückt werden, gleichviel ob es Sommer-, Herbst- oder Winterobst ist. Läßt man z. B. Birnen bis zum Zeitpunkt völliger Reife am Baume, dann sind sie häufig schon ganz mehlig und entbehren des Saftes und Wohlgeschmackes, den sie bei vor völliger Reife geschehener Abnahme haben. Wer wüßte nicht, daß eine beurré gris, rechtzeitig gepflückt, eine saftige, wohlschmeckende Frucht ist, zu spät aber abgenommen, ihren Saft und Wohlgeschmack eingebüßt hat? Das zu frühe Abpflücken ist freilich auch vom Uebel. Dann wird die Frucht zunderig und schrumpelig und erlangt ihre normale Süßigkeit nicht.

Ueber die rechte Zeit des Abpflückens lassen sich schwer genaue Zeitangaben machen. Das ist nicht blos nach den einzelnen Sorten, je nachdem sie früher oder später reifen, nach dem Boden

das Interesse des großen Kurfürsten für diese Unternehmung war, so sehr er ihr durch die Gründung einer afrikanischen Handelsgesellschaft guten Boden zu bereiten suchte, so sehr endlich auch sein Nachfolger für dieselben Pläne eingenommen war, sodaß er z. B. auch einen Theil der westindischen Insel Tabago kaufte, so war es doch dem verhältnißmäßig armen, durch andere Ausgaben schon überreichlich in Anspruch genommenen Preußen nicht möglich, gegen die in kommerzieller Beziehung weit höher entwickelten und mit bedeutenden Mitteln ausgestatteten Seestaaten England und Holland aufzukommen. Die gegründeten und vom Staate subventionirten Handelsgeiellschaften wurden infolge der übermächtigen Konkurrenz bankerott, und so entschloß sich denn der sparsame und praktische König Friedrich Wilhelm I., den nutzlosen und kostspieligen Besitz für einen außerordentlich niedrigen Preis an eine holländische Gesellschaft zu verkaufen.

Mehr Glück haben der große Kurfürst und seine Nachfolger bis auf Friedrich den Großen hin mit einer kolonisatorischen Thätigkeit im eigenen Lande gehabt, die lebhaft an die früher geschilderte Albrechts des Bären erinnert. Durch den dreißigjährigen Krieg war wie das ganze Deutschland so auch Brandenburg wirthschaftlich entsetzlich heruntergekommen, weite Strecken Landes waren in Wüsteneien verwandelt, Städte und Dörfer oft so verheert, daß man besonders von letzteren nur noch mit Mühe die ehmstige Lage feststellen kann, die Bevölkerung aber war in erschrecklicher Weise decimirt und des Wohlstandes beraubt. Da galt es denn, mit Staatsmitteln dem verwahrlosten Zustande des Landes wieder aufzuhelfen und brauchbare Ansiedler zu gewinnen, welche als Ackerbauer oder Industrielle den alten Wohlstand allmälig wiederherstellen konnten. In dieser Beziehung sind besonders die durch die Aufhebung des Edikts von Nantes im Jahre 1685 aus ihrem Vaterlande vertriebenen reformirten Franzosen und die etwa 50 Jahre später aus demselben Grunde ausgewanderten Salzburger von großer Wichtigkeit geworden, denn erstere waren in vielen bis dahin in Brandenburg fast gar nicht heimisch gewesenen Industriezweigen bewandert und wurden darin die Lehrer ihrer neuen Landsleute, die letzteren hingegen wurden als tüchtige Ackerbauer die besten Kolonisatoren für das damals fast noch ganz unkultivirte Lithauen und manche Distrikte der Provinz Ostpreußen. So bedeutend war diese Einwanderung fremder Kolonisten in preußisches Gebiet, daß die Zahl derselben zur Zeit des Regierungsantrittes Friedrichs des Großen sich auf etwa 600,000 Seelen belaufen mochte. Uebrigens hat auch dieser Herrscher eine Menge Kolonisten besonders deutscher Abstammung aus allen Gegenden des Vaterlandes in sein Reich gezogen, indem er ihnen bedeutende Freiheiten gewährte, um so die Lücken auszufüllen, welche seine Kriege in die Reihen des eigenen Volkes gerissen hatten; auch soll ihm nicht vergessen werden, daß er durch Urbarmachung und Entwässerung in dem vorher ganz versumpften Oder- und Warthebruch über 6 Quadratmeilen des fruchtbarsten Landes gewonnen hat, eine friedliche Eroberung, die es wohl verdient, neben seinen großartigen kriegerischen Erwerbungen ehrenvoll genannt zu werden.

Das sind in großen Umrissen die wesentlichen Punkte, welche für unsern Gegenstand in Betracht kommen. Fassen wir dieselben kurz noch einmal zusammen. Ausdehnung deutschen Gebietes in den slavischen Osten hinein und Germanisirung dieser Länder, Anknüpfung von weitreichenden Handelsbeziehungen in Nord- und Ostsee sowie im Mittelmeere, überseeische Erwerbungen in fremden Erdtheilen und endlich Stärkung der Bevölkerung und wirthschaftlichen Kraft durch Ansiedelung fremder Kolonisten im eigenen Lande — das ist es gewesen, worin die deutsche Kolonisation in früheren Jahrhunderten bestanden hat. Die Früchte derselben liegen noch heute deutlich genug vor Augen, und wenn aus dem Verfall der Hansa und des Mittelmeerhandels einerseits und dem schnellen Ruin der brandenburgisch-preußischen Kolonien in Afrika und Amerika andererseits ein Moment gegen die Betheiligung Deutschlands an ähnlichen Bestrebungen in unserer Zeit gezogen werden soll, so ist darauf zu erwidern, daß der deutsche Handel in fast allen Meeren auch heut noch in hoher Blüthe steht, wenn auch die Formen, in denen er sich vollzieht, andere geworden sind, und ferner, daß es sich stets rächt, wenn ein Land seine Kräfte nach außen wendet, ohne doch in seiner wirthschaftlichen und politischen Stellung die Mittel zu einer solchen Kraftanstrengung zu besitzen. Das war damals bei der überseeischen Kolonisation von seiten Brandenburgs der Fall, heut jedoch liegen die Verhältnisse gerade entgegengesetzt. Die alte Kraft aber für kolonisatorische Thätigkeit ist uns Deutschen ungeschwächt geblieben, ja wir dürfen ohne Selbstüberhebung sagen, daß kein Volk Europas in dieser Beziehung dem unsrigen gleich kommt. Und deshalb ist es unsere Pflicht, auf dem einmal betretenen Wege überseeischer Kolonisationsthätigkeit fortzuschreiten zum Trotze allen den Unheil verkündenden Stimmen, welchen ein wahrer Fortschritt unseres Volkes in dieser Beziehung unmöglich oder unbequem erscheint. st.

Zur hygienischen Pflege der aufwachsenden und reiferen Jugend.

Von Dr. Paul Niemeyer.

Für die hygienische Züchtung des Stehlings und Läuflings werden zunächst Aenderungen in der Hautpflegepraxis erforderlich. Muß ich einerseits nachträglich der Muhmenpflege des Säuglings darin alles Lob spenden, daß sie ihn wenigstens täglich badete, so muß ich andererseits schwer beklagen, daß von jetzt an die Sonderegger'sche Vorschrift vernachlässigt wird: „Das Kind soll täglich so lange gebadet werden, bis es das — sechzigste Jahr erreicht." — Thatsächlich kommt nun

Auf diese Weise ruiniren Ihro Majestät die Universität." Ein hoher Offizier klopfte ihm auf die Schulter und sprach: „Ei, ei, Herr Geh. Rath, nicht so hart, das kann der König nicht leiden!" Moser aber antwortete: „Ich kann nicht dafür. Es geschieht alles, was die Universität niederdrückt, und dann fordert man von mir, ich soll machen, daß sie florire."

Als der König kam, ließ er sich mit Moser in ein Gespräch ein, und es schien demselben, als sei er in guter Laune; er wollte deshalb versuchen, vom Opponiren los zu kommen. „Majestät werden doch erlauben, daß ich ernsthaft opponire," sprach er. „Ja, ja," erwiederte der König in großem Eifer, „das ist auch so ein Heuchler. Wenn ich keinen Wein trinken will, muß ich nicht lange dagegen protestiren, sondern eben nicht trinken. Was ist es denn? Ein jeder Mensch hat seinen Narren, ich habe den Soldaten-Narren, ein anderer — dabei zeigte er auf Moser — hat den geistlichen Hochmuths-Narren, ein anderer hat wieder einen anderen Narren. Es ist ja nur ein erlaubter Spaß und Scherz."

Morgenstern hielt seinen Vortrag, aber Moser konnte sich entfernen. Die Verhältnisse in Frankfurt sagten ihm je länger desto weniger zu, er kam um seine Entlassung ein, erhielt sie aber nicht; vielmehr wurde ihm durch den Befehlshaber von Frankfurt der Antrag gestellt, als brandenburgischer Gesandter nach Regensburg an das Reichskammergericht zu gehen. Moser aber sagte, er habe ein gar enges Gewissen, da könne es sich denn leicht zutragen, daß ihm etwas befohlen werde, da er nicht pariren könne, und alsdann wäre er unglücklich. — Als er endlich seine Entlassung erhielt, war ihm ein Stein vom Herzen genommen. Er zog sich in die Stille nach Ebersdorf zurück und arbeitete an seinem Hauptwerke „Ueber das deutsche Staatsrecht." Tgl. Rdsch.

Literatur und Kunst.

* Nach mehr als fünfjährigen Vorbereitungen bringt jetzt das bekannte Bibliographische Institut in Leipzig ein großes literarisches Unternehmen auf den Markt, das bestimmt ist, die lebensfrische Art der Darstellung, die Brehm in seinem berühmten „Thierleben" der Thierwelt zu theil werden ließ, auch auf die anderen Naturreiche zu übertragen. Im Anschluß an das letztgenannte Werk werden sich unter dem Gesammttitel „Allgemeine Naturkunde" nun die folgenden Werke: Erdgeschichte, von Dr. Melchior Neumayr, Professor an der wiener Universität (2 Bände); Pflanzenleben, von Prof. Dr. Anton Kerner v. Marilaun, Direktor des Botanischen Gartens in Wien (2 Bände); Der Mensch, von Dr. Johannes Ranke, Professor an der münchener Universität (2 Bände); Völkerkunde, von Prof. Dr. Friedrich Ratzel in München (3 Bände), jedes mit zahlreichen Abbildungen, Tafeln, Aquarelldrucken ꝛc. versehen, zu einem das gesammte Leben der Erde und ihrer Geschöpfe umfassenden Ganzen vereinigen. Die soeben davon erschienene erste Lieferung beginnt mit der Völkerkunde von Ratzel. Sie

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18850927077/fragment/page=0003

zur Luft- noch die wasserscheue „Pflege," wobei das bischen morgendliche Waschung von Hals und Brust sowie allenfalls noch sonnabendliche Allgemeinwaschung oder vielmehr was man so zu nennen beliebt, so gut wie nichts bedeutet. Wo's an der Wanne und Brause fehlt, bietet der von Kopff (früher Lipowsky) in Heidelberg gefertigte Badeschrank ebenso kompendiösen als haltbaren, von der ganzen Familie täglich benutzbaren Ersatz. Wo auch der fehlt, hilft man sich mit einem geräumigen Zink- oder Holzbecken, in welchem dem auf einem Stuhle sitzenden — was zugleich den Kleinen großen Spaß macht — ein Anderer über dem Scheitel einen großen, erst mit warmem, dann mit kaltem Wasser getränkten Pferdeschwamm ausdrückt, während er selbst sich zwischendurch mit dem Seifenlappen kräftig bearbeitet.

In der Bekleidung wird, wie dies für den Tag mit dem „Habit" geschieht, auch für die Nacht mit der Bettung nach und nach in der Art abhärtend vorgeschritten, daß Federkissen immer leichter und spärlicher gewährt und besonders die Decke durch Wolle oder Wattegestepp ersetzt wird. Wer sich's etwa nicht gleich denken kann, wolle sich wenigstens durch einen Versuch mit den Augen überzeugen, daß Kinder sich nur da „bloßliegen," wo ihnen mit warmer, schlechter Luft und dichter Bedeckung „die Hölle heiß gemacht wird," daß sie sich dagegen, wenn bei offenem Fenster schlafend, ohne aufzuwachen, in dem Maße unter die Decke verkriechen, als die Außenluft kühler wird.

„Wenn Du ihn unbeschuht läßt, ersparst Du Dir nur Lederkosten, ihm selbst aber einen Leichenzug von Uebeln" — mit diesen Zeilen warnt schon ein Jean Paul einen Vater vor der Eile, die Kinder mit dem „drückenden Schuh" und seiner unausbleiblichen Folge, dem mannichfaltigen Fußweh, bekannt zu machen. Wie wenig ihrer Natur diese Fesselung zusagt, verrathen sie durch die „Unart" am liebsten barfuß zu gehen, welcher im Seebadeleben erlaubte Ausnahmezustand nachher zu den fröhlichsten Erinnerungen gehört. Daheim quäle man die Knaben wenigstens nicht mit den allerdings hübsch aussehenden, aber durch ihr Gewicht belästigenden Stulpstiefeln, entnehme die Beschuhung auch nicht aus dem „über einen Leisten geschlagenen" Bazar-Vorrath, sondern lasse nach hygienischer Vorschrift für jeden Fuß von ehrsamer Meisterhand Maaß nehmen. Gegen die unheilvollen Pfeifenstopfer-Absätze am weiblichen Schuh lehnte sich soeben löblicherweise die tonangebende Pariser Mode selbst auf. —

„Daß Ihr klettert, liebe Buben,
will ich euch erlauben,
warum solltet ihr in Stuben
hängen wie Schlafhauben!"

Mit diesem Verse erklärt ein Fr. Rückert die Neigung der Knaben für berechtigt, welche Gouvernantenweisheit als „Gassenjungentrieb" tadeln zu müssen glaubt und so lange sie nicht dazu angehalten werden, treiben sie sich am liebsten ohne Kopfbedeckung herum. Um das hier nachzutragen, so kann das Kopfhaar unbedenklich mit der Scheere gekürzt werden, wenn immer die Augen oder das Wärmegefühl davon belästigt werden, und muß die wissenschaftliche Hygiene die sogar von unserem jetzt größten Staatsmanne vertretene Regel, daß dies nur bei abnehmendem Monde geschehen dürfe, als eitel Aberglauben verwerfen.

Mit dem Schulbesuche beginnt eine Art „Dienst" mit einer solchen Reihe von möglichen Gesundheitswidrigkeiten, daß vom hygienischen Standpunkte die unweigerliche Einstellung der gesammten Altersklasse von sieben Jahren unberechtigt, dagegen, wie bei Rekrutenaushebung, eine förmliche Musterung nothwendig erscheint, bei welcher die den Anforderungen dieses Dienstes vermöge unzureichender Widerstandsfähigkeit noch nicht Gewachsenen vorläufig zurückgestellt werden. Mit dieser Maßregel würde ein großer Theil der gewöhnlich auf Rechnung der „Ueberbürdung" gesetzten Nothstände vorweg beseitigt werden. Das amtliche Schulwesen seinerseits arbeitet bereits mit Kraft an der Beseitigung der von mangelhafter Lüftung, unhygienischer Sitzvorrichtung und dergl. drohenden Gesundheitsstörungen, sowie überhaupt an lehrhafterer Bethätigung des „mens sana in corpore sano" durch gleichzeitige Pflege der körperlichen Ausbildung nach altklassischem Gymnasialvorbilde (γυμνος = nackend, in welchem Naturzustande die Gliederübungen vorgenommen wurden). Aus dem Volke heraus sekundirt ihm die vom muthigen düsseldorfer Amtsrichter Hartwich ins Leben gerufene Vereinsbildung, welche hoffentlich bald in allen deutschen Städten Verwendung findet. Doch auch trotz dieses von außen her gegebenen Anstoßes fällt der Hauptantheil an der „Pflege des stillen, stetigen Wachsthums," wie Sonderegger sich ausdrückt, der elterlichen Zucht zu, namentlich was folgende Einzelheiten betrifft:

1. Verhütung des Schiefwuchses, Rückgratverkrümmung oder sog. hoher Schulter. Auch daheim muß das Schulkind seinen ordentlichen Platz und Sitz zum Arbeiten, am besten den auch am Eßtische und Klaviere benutzbaren Dr. Staffel'schen, von Kißling in Wiesbaden gefertigten Kreuzlehnstuhl haben und die Mädchen überdies angehalten werden, die Röcke gleichmäßig vertheilt, nicht aber unter der linken Sitzfläche aufgebauscht zu lagern.

2. Verhütung der Flach- und Schmalbrüstigkeit als Disposition zu Lungenspitzenschwindsucht, theils durch zeitweilige Unterbrechung der Sitzhaltung überhaupt, theils durch ausdrücklich auf Uebung des Athemorganes und Ausweitung des Brustkastens gerichtete, im Freien oder wenigstens am offenen Fenster vorgenommene Uebungen. Ein treffliches Mittel zur Schnellübung dieser Art von Zimmergymnastik bietet der elsässische Schuldirektor Largiadèr mit seinem von Engler & Weber in Stuttgart vertriebenen „Arm- und Bruststärker", ein Apparat, welcher einerseits die Heilwirkung des Gummi-Armstrongs, andererseits die der eisernen Hanteln nach Kloß in sich vereinigt, dabei aber die diesen Vorrichtungen anhaftenden Mängel, dort Leichtzerreißlichkeit, hier ungemessene Stoßarbeit, vermeidet, sich auch zum Gebrauche für Mädchen besonders gut eignet.

3. Verhütung der Kurzsichtigkeit oder vielmehr der gewohnheitsmäßigen Spielerei mit der unblutigen Waffe des famosen Binocles. Ist's zwar bei einmal vorhandener Kurzsichtigkeit — die aber Dank der von seiten der Schule getroffenen Verhütungsmaßregeln immer seltener werden muß — besser, das Auge zu bewaffnen, als den Kopf zum Buche hinabzuneigen, so sollte dazu doch immer nur die altväterische Brille in die Hand gegeben werden, wogegen besagtes Binocle, wie der Augenschein lehrt, gar zu gern auch da, wo Bewaffnung völlig zwecklos, rein als Mittel zur Stutzerei benutzt wird. „Schon setzen diese Unglücklichen Brille und Kneifer gleichzeitig auf und sehen doch nichts Gescheites. Es wird die Zeit kommen, wo jeder Deutsche einen Opernglucker auf der Nase tragen wird!" — mit diesen Worten richtet Herr Hartwich einen ebenso gerechten als zeitgemäßen Vorwurf gegen das „Volk der Denker" und in der That überzeugt sich der hygienische Beobachter besonders bei akademischen Festaufzügen, daß unsere liebe Jugend dank der elterlichen Nachsichtigkeit das ihr Antlitz entstellende Binocle nicht wie einen Nothbehelf, sondern wie einen — Zubehör des „Wichses" handhabt, womöglich die ungesattelt getragene Nase als Bildungsdefekt bemitleidend!

4. Studentisches Kneip- und Paukwesen oder, wie Sonderegger sagt, handwerksmäßige Jovialität gehört von diesem Standpunkte so wenig zu den „berechtigten" Eigenthümlichkeiten unserer Jugend, daß man erklären muß: ein hygienisch gebildeter Mediziner und Arzt kann nicht daraus hervorgehen, weil Luft-, Wasser- und Bewegungsscheu sich dem Leben in den Bier- und Tabakshöllen (eine Gerstäcker'sche Diagnose!) zwillingsschwesterlich hinzugesellen. Unseren vollen Beifall findet daher die vom Allgemeinen deutschen Burschenbunde unter Ermunterung seitens akademischer Lehrer, wie Professor Haeckel's, unternommene und auf Befreiung von der mittelalterlichen Zwingherrschaft des Corps-Kastenunwesens, wie's die jenenser Burschenschaft Alemannia nennt, gerichtete Reformbewegung. Die Elternschaft ihrerseits sollte die von einem Lammers längst ausgesprochene Mahnung beherzigen und aufhören, „die ungezogenen Lieblinge zu verhätscheln und auf alle Art zu verwöhnen."

Um so bereitwilliger dagegen sollten Eltern sowohl als Gemeindewesen den sich bei einem andern Theile unserer Jugend immer lauter regenden Sinn zur Turnerei, Ruderei, Radfahrerei, Bewegungsspielerei (Croquet, Cricket, Lawntennis), an welch' letzterer sich auch die Mädchenwelt betheilige, wecken und fördern helfen.

5. Das Tanzvergnügen stellt zumal bei der sich ihm in gesundheits-, besonders athemwidriger Bekleidung hingebenden Mädchenwelt eine ebenso ungewöhnliche Anstrengung dar, wie beim Jünglinge der Soldatendienst. Da man die an einem Ballfeste im Rundschritte durchmessene Strecke auf gut drei Meilen in der Länge veranschlagen muß, so erscheint vorherige Musterung und „Zurückstellung" der dieser Arbeit nicht Gewachsenen als dringende Eltern- und Doktorpflicht. Außerdem verfehlt die Muhmenweisheit nicht, die Reihe der damit verbundenen Gesundheitswidrigkeiten (Schnürung, Ueberanstrengung, Staubeinathmung) noch durch das finstere Verbot des dringend begehrten Trunkes um eine böse Nummer zu vermehren. Wie jetzt endlich schon beim Militär Wassertrinken auf Märschen nicht mehr ver-, sondern vielmehr geboten wird, wie sich, wenn der allerdings unzart klingende Vergleich gestattet, aller Orten Schutzvereine zur Tränkung der abgehetzten Zugthiere zusammenthun, so sollte, wenn nun einmal getanzt werden soll und darf, auch in Ballsälen für hygienische Ausgleichung der Strapazen durch reichliche Spendung frischen Labetrunkes Sorge getragen werden.

*

Schlußwort. — Die auf persönliche Körperpflege angewandte Hygiene erklärt sich nach dem Vorgange eines J. J. Rousseau weniger für eine Wissenschaft als vielmehr eine „Tugend", in welchem Sinne ich sie im Anschlusse an das Lutherjubelfest als „hygienischen Protestantismus" mit dem Grundzuge der „Gesundheitsfreudigkeit" bezeichnen zu dürfen glaubte. Darum arbeiten ihre Vertreter nicht etwa mit „bitteren Arzneien", wohl aber manchmal, wie's dem Neulinge scheinen könnte, mit bitteren Wahrheiten, deren erste also lautet: „Jeder ist wie seines Glückes, so auch seiner eigenen Gesundheit eigener Schmied, und der Arzt kann ihm nur die Hand dabei führen."

---

bietet schon so viel des Schönen, Lehrreichen und Interessanten in Wort und Bild und ist dabei von einer so exquisiten graphischen Ausstattung, daß in der That ein Werk zu erwarten steht, wie wir es noch nicht besaßen. Für die Popularisirung der naturhistorischen Wissenschaften wird das Unternehmen zweifelsohne von außerordentlicher Wirkung sein.

* Im Verlag von Cäsar Schmidt erschienen soeben eine Reihe kleine Oktavbändchen unter dem Titel „Städte-Bilder und Landschaften aus aller Welt." Die Bändchen sind sehr reich illustrirt und zeichnen sich in dieser Hinsicht ganz bedeutend vor den andern einzelnen Städteführern ꝛc. aus, besonders auch in Anbetracht des billigen Preises derselben, sie kosten nämlich per Nummer nur 50 Pf. Bisher erschienen 1. 2. München, 3. 4. Nürnberg, 5. 6. Dresden und die Sächsische Schweiz, 7. 8. Stuttgart und Cannstatt, 9. Frankfurt a. M., 10. 11. 12. Rheinfahrt von Mainz bis Köln, 21. Hannover. Die hübschen naturtreuen Illustrationen bieten dem Beschauer durch ihr Arrangement, als ganzseitige Ansichten, theils auf feinem Tonpapier, sowie als größere und kleinere Textvignetten eine angenehme Abwechselung dar und zur Orientirung befinden sich auf der Rückseite der Umschläge ganz übersichtliche Stadtplänchen oder auch Kärtchen, wie der Rheinlauf ꝛc. Die Texte sind nicht in der trockenen und dennoch oft lückenhaften Form der Reisebücher, sondern in anmuthiger, fesselnder Art, feuilletonistisch als Monographien gehalten und von theils recht namhaften Autoren, welche meist den Orten als Mitbürger angehören, charakteristisch dargestellt, sodaß sie wohl allen, selbst den Einheimischen willkommen, den Reiselustigen zur Einführung, den Besuchern als angenehmer Cicerone und den Scheidenden als hübsches Andenken dienen können. Wie wir hören, befinden sich eine ganze Reihe weiterer Bändchen dieser Kollektion unter der Presse und sollen in allernächster Zeit erscheinen, so u. a. Wien, Venedig, Berlin, Potsdam, Hamburg, Salzburg, Aachen, Kassel, ja sogar die Metropolen Paris, London, St. Petersburg und New-York sollen in kurzer Zeit diese Kollektion schmücken.

*

Eingegangene Neuigkeiten.
(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

* Falsch es Spiel von F. W. Hackländer. Illustrirt von H. Schlittgen. Verlag von C. Krabbe in Stuttgart. Preis 1 M.

* Der Vetter aus Bremen. Haus- und Familien-Kalender für 1886. Bremen, Karl Rocco. brosch. 50 Pfg.

* Der Rheumatismus. Dessen Entstehung, Wesen und gründliche Heilung von Dr. Aug. Dyrs, Oberstabsarzt I. Klasse in Hannover. Berlin und Neuwied, Heusers Verlag (Louis Heuser). 24 S. 8°. brosch. 1 M.

Aus dem Waldleben.

Stillleben im Forsthause.

„Lege doch Deine Näherei beiseite, Hedwig!" sprach die Mutter Rudorf zu ihrer Tochter. „Es dunkelt schon, Du würdest Dir die Augen verderben."

„Du strickst ja auch noch, Mamachen!" entgegnete das Mädchen, indem es gehorsam seine Arbeit in das Nähkörbchen zurücklegte. „Ich folge gern, aber gehe Du mir mit gutem Beispiele voran, mein liebes Mütterchen!"

„Ich kann doch nichts weiter thun, als ein wenig stricken, und das kann ich auch im Dunkeln. Du aber hast noch mancherlei zu besorgen und weißt, daß wir heute einen Gast zum Thee haben —"

„Der sehr anspruchslos ist," fiel Hedwig der Mutter in die Rede, schürte die noch glühenden Kohlen im Ofen und legte Holz darauf. Die Zugluft lockte sehr bald eine kleine Flamme hervor, die mit anheimelndem Bubbern sich allmälig vergrößerte und, Wärme ausstrahlend, das Stübchen theilweise erhellte.

Der große Jagdhund, der treue Schützer und Liebling der gesammten Familie, dehnte und streckte sich auf der Dachsschwarte, die als Teppich vor dem Sopha lag, recht behaglich. Er mochte, während die Damen arbeiteten, Zeit genug zum Ausschlafen gehabt haben. Jetzt erhob er sich, legte den Kopf mit den gutmüthigen Augen und den langen Behängen auf die Knie seiner Herrin und sah sie lange an. Er schien sie zu befragen, weshalb der Herr ihn heute nicht mitnehme? und wo die andern beiden Töchter wären? Erwartungsvoll blickte er nach der Stubenthür hin, sobald sich im Korridor Schritte vernehmen ließen, — aber immer waren es die Erwarteten nicht. Endlich trat er mit leisem, jedoch freundlichem Knurren an die Thür, wedelte mit der Fahne und ging wieder zurück zur Herrin, um ihr die Meldung zu machen, daß es ein Bekannter sei, der die Treppe heraufgeschritten komme.

Es war Friedrich, den ebenfalls die hereinbrechende Dunkelheit aus dem Büreau trieb. Er wollte Licht holen, wollte weiter arbeiten, allein das Dringende war gethan und die Frau vom Hause erlaubte eine Mehrarbeit nicht, weil ihr Gatte bestimmt hatte, daß Friedrich den Abend über den Damen Gesellschaft leisten solle, damit sie sich in seiner und der Tochter Abwesenheit nicht zu vereinsamt fühlen sollten.

Jetzt trat auch Hedwig mit der angezündeten blank schimmernden Lampe ins Zimmer und bedeckte mit einem grünen Ueberhang die Glocke, damit der leidenden Mutter der Lichtschein nicht beschwerlich falle. Bald waltete jene Behaglichkeit, die selbst der Kater empfand, der mit hörbarem Schnurren am Kleide der Hausfrau schmeichelnd hin und her strich und hoch aufhorchte, als die Schwarzwälder Uhr zwischen den Hirschgeweihen sechs mal hintereinander ihr Kuckuck! Kuckuck! rief. Dann sah das Thier wieder herauf zum Tische, wo Hedwig das einfache Mahl ordnete. Es geschah in der Hoffnung, daß auch ihm eine Wurstschale zutheil werden könne. Ganz derselben Hoffnung war aber auch Bergmann, der Dachshund, der, Männchen machend, der Dinge harrte, die da kommen sollten.

Wie anmuthend berührte Friedrich diese stille Häuslichkeit! Wie wohl schmeckte ihm der Thee, den er seit seiner Niederlassung in Grünrode entbehrte und doch so sehr liebte! Er hatte das auch einmal gegen Frau Hille geäußert, worauf ihm die gutmüthige Wirthin, die ihm ja gern jeden Wunsch an den Augen ablas, mit einem großen Topfe voll starken Kamillenthees erfreute. Sie wunderte sich höchlich, weil der Trank ihrem Miether nicht zu behagen schien, und hatte für die Belehrung, die ihr nun wurde, kein rechtes Verständniß.

Mit aufmunterndem Blick öffnete Hedwig das Piano und

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18850927077/fragment/page=0004